

in Aussicht gestellt werden. Im Uebrigen wird die Höhe der unter diese Vorschriften fallenden großen Hunde in der Weise festgesetzt, daß dieselben mindestens 65 cm im Widerrist messen sollen.

6) Um Mit-Vertretung der Stadtgemeinde Eisenstadt in der demnächst stattfindenden Versammlung der Tiefbauberufsgenossenschaft soll Herr Bürgermstr. Schiffer in Weihen ersucht werden.

Außerdem kommen 2 Strafsachen, 1 Armensache, 5 innere Verwaltungsangelegenheiten und 1 Steuer-sache zum Vortrag und zur Beschlußfassung.

Aus vergangener Zeit — für unsere Zeit.

28. Juli. (Kohlrud verboten)

Vor 150 Jahren, am 28. Juli 1742, wurde der Friede zwischen der Kaiserin Maria Theresia von Oesterreich und Friedrich II. von Preußen, dem siegreichen König im ersten schlesischen Kriege, abgeschlossen; dieser Friede zu Breslau kam durch Englands Vermittelung zu Stande. Die Bedingungen waren für Oesterreich recht ungünstig und es war vorauszu-sehen, daß sich die Kaiserin nur vorläufig diesen Bedingungen fügte und das ihr Entristene wieder zu verlangen trachten werde; was dann später zum siebenjährigen Kriege führte. Im Breslauer Frieden trat Oesterreich nicht allein die Graf-schaft Glatz, sondern auch Ober- und Niederschlesien ganz an Preußen ab; im Ganzen waren es 650 Quadratmeilen mit 1,200,000 Einwohnern, welche in 150 größeren und kleineren Städten und in ca. 5000 Dörfern wohnten. Die Bewohner der an Preußen abgetretenen Landestheile waren mit dem Tausch nicht unzufrieden.

29. Juli.

Zwar nicht so bekannt und allgemein berühmt, wie mancher Kriegsheld, aber doch ein ganzer Mann und ein echter Menschen-freund ist der am 29. Juli 1833 gestorbene Engländer William Wilberforce. Durch seine humanitären Bestrebungen für die Beseitigung und Abschaffung des Sklavenhandels, in denen er von einer seltenen Unermüdbarkeit war, wurde er rasch be-rühmt und als Mitglied des englischen Parlamentes ein her-vorragender Mann. Er stellte 1789 zuerst den Antrag auf Unterdrückung des britischen Regerhandels und ruhte nicht eher, als bis er am 23. Februar 1807 den Beschluß durchsetzte, daß mit dem Jahre 1808 dieser schimpfliche Menschenhandel auf-hören solle. Bekanntlich haben weder Wilberforces Bestreb-ungen, noch die Anstrengungen zahlreicher späterer Gesinnungs-genossen diesen Sklavenhandel ganz zu bannen vermocht, wenn-schon vieles in dieser Beziehung besser geworden; leider sind es zum Theil die Engländer selbst, die auf dem Papiere gegen die Sklaverei eifern und dieselbe dennoch in ihren Gebieten stillschweigend vielfach dulden.

Das Pferdefleisch als Nahrungsmittel.

Der Verlust für das Nationalvermögen.

Welcher uns aus der Verschleuderung des Pferdefleisches er-wächst, ist enorm. Das deutsche Reich hat nach der letzten Zählung 3,852,000 Pferde. Das Durchschnittsalter der Pferde in Deutschland zu 15 Jahre angenommen (in Frankreich rechnet man dasselbe zu 10 Jahre), sterben jährlich 257,000. Von dieser Anzahl werden rund 88,000 geschlachtet und die besseren Qualitäten für die menschliche Nahrung, die schlechteren als Hundefutter verbraucht. Das Fleisch von 171,000 Pferden jährlich wird also zum größten Theile gar nicht, zum kleinen Theile nur mit geringem Nutzen zu technischen Zwecken ver-wendet. Das Schlachtgewicht des Pferdes beträgt 5 Ctr., fol-glich werden 860,000 Ctr. jährlich als Aas in die Erde ver-graben und zu einem kleinen Theile in Leimsiederereien u. s. w. benutzt. Wäre das Pferdefleisch marktfähig wie das Fleisch unserer Schlachtthiere, so dürfte der Preis pro Centner min-destens 40 Mark betragen. Die jetzige Verschleuderung des Pferdefleisches kostet also der Nation jährlich 35 Millionen Mark, gering gerechnet, da die Annahme eines Durchschnitts-alters von 15 Jahren für das Pferd wahrscheinlich zu hoch ist und die Anzahl der jährlich sterbenden Pferde die oben an-gegebene Zahl von 257,000 noch übersteigen dürfte. Und diese Verschleuderung eines gesunden, kräftigen Nahrungsmittels fin-det statt, während ein großer Theil der Bevölkerung kümmer-lich von Kartoffeln, Kaffee und anderer kraftloser Kost sich nährt und während alle möglichen Surrogate herzustellen, um billigere Lebensmittel zu gewinnen. Bei dieser Sachlage muß ein Erlaß, welchen am 26. März 1892 die preussischen Ministerien des Innern, der geistlichen u. Angelegenheiten, für Landwirtschaft und für Handel und Gewerbe veröffent-lichten, betreffend die Genießbarkeit und Verwertung des Fleisches von perlsüchtigen Schlachtvieh, ganz besondere Aufmerksamkeit erregen. Es wird in diesem Erlasse mit Rücksicht auf den Volkswohlstand und den Viehmangel dahin entschieden, daß Fleisch solcher perlsüchtiger Thiere, bei welchem die Tuberkel-geschwüre noch nicht die Muskeln ergriffen haben, wenn die Thiere gut genährt sind, dem freien Verkehr zu überlassen. Wir essen also das Fleisch kranker Thiere und bezahlen es zu demselben hohen Preise wie das der gesunden, lassen aber zu gleicher Zeit ohne Rücksicht auf den Volkswohlstand und den Viehmangel ungeheure Mengen des gesunden und nahrhaftesten Fleisches verfaulen!

Der bekannte Nahrungsmittelforscher, Universitätsprofessor C. Voit schätzt den täglichen mittleren Bedarf eines Erwachsenen an Fleisch auf 230 Gr. inkl. 18 Gr. Knochen und 21 Gr. Fett. Nach dieser Rechnung würden über 1/2 Million erwachsene Menschen jährlich an dem jetzt weggeworfenen Pferdefleisch eine kräftige und besonders eine gesunde Nahrung finden. Bestände nicht das Borurtheil gegen Pferdefleisch, so würde die doppelte Anzahl Pferde geschlachtet und folglich 1 Million Erwachsene damit ernährt werden können.

Wie wichtig die Förderung des Pferdefleischgenusses in wirtschaftlicher Beziehung ist, erhellt schon aus obigen Zahlen. Eine noch weit größere Bedeutung für das Nationalvermögen hat aber

die Werthverhöhung unseres Pferdmaterials durch die Verwendung des Pferdefleisches als menschliches Nahrungsmittel.

Heute zahlt der Abkeder für ein gefallenes Pferd 10 bis 15 Mk. Der Pferdeschlächter zahlt schon heute bei dem billigen Preise des Pferdefleisches 30—70 Mk. für ein zum Schlachten geeignetes Pferd. Der Preis des Pferdefleisches ist bei uns zwischen 10 und 30 Pfg. per Pfund je nach dem Stück und der Qualität; in Paris zwischen 20 Pfg. und 1 Mk.

Früher wurden in Frankreich für ein Pferd vom Abkeder 15 Francs und weniger bezahlt, heute zahlt der Hofschlächter 80 bis 200 Francs. Die Verwendung des Pferdefleisches als menschliches Nahrungsmittel hat den durchschnittlichen Werth des Pferdes um 100 Francs erhöht, was für Frankreich eine Werthverhöhung des gesammten Pferdmaterials um rund 400 Millionen Francs bedeutet.

Außerordentlich ist die Verbesserung des Pferdmaterials

seit der Einführung des Pferdefleischgenusses in Paris. Die abgetriebenen, lahmen, mit Wunden bedeckten alten Pferde sind seit 20 Jahren mehr und mehr von den Straßen verschwunden. Einen schlagenden Beweis für die bessere Qualität des Pferde-materials geben die im Jahre 1886 und im Jahre 1881 in Paris gemachten Erhebungen über das durchschnittliche Fleisch-gewicht der geschlachteten Pferde. 1886 betrug dasselbe 190 Kilo, 1881 aber 225 Kilo.

Was uns das Borurtheil gegen den Pferdefleischgenuß kostet, wird uns aus der französischen Statistik klar. Wir dürfen den Entgang am allgemeinen Wohlstand auf 300—400 Millionen Mark anschlagen. Um diese Summe würde unser Pferdmaterial mehr werth sein, wenn das Pferd allgemein Verwendung als Schlachtthier fände. Die Rechnung ist klar. Würde durch die Nachfrage der Preis des Pferdefleisches auf 40—50 Pfg. per Pfund steigen, so könnte der Hofschlächter 120—180 Mk. für ein gut genährtes Pferd bezahlen. Der Pferdebesitzer würde dann sein Thier nicht in einer Weise ausnützen, daß es zum Schlachten ungeeignet und nur mehr als Aas um 10—15 Mk. an den Abkeder veräußert ist. Er hätte ein Interesse daran, es in gut genährtem Zustande zum Pferdeschlächter zu bringen. Damit würde dann auch der oft gehörte Einwand gegen das Pferdefleisch, daß man nur Fleisch von „alten abgetriebenen Schindmähren“ bekomme, hinwegfallen. Ein Pferd, dessen Körperkräfte abnehmen, das lahmt, erblindet, engbrüstig oder sonst fehlerhaft ist, würde dann an den Pferdeschlächter verkauft anstatt daß es ausgeschunden wird, bis nichts mehr von ihm übrig ist als ein elendes Stelett. Ferner muß in Rechnung gebracht werden die größere Arbeits-leistung, die erzielt wird, wenn die untüchtigen Pferde als Schlachtthiere verwertet und durch kräftige Thiere ersetzt werden können. Der große volkswirtschaftliche Gewinn, der hier in Frage steht, wird wohl nicht hinter dem zurückbleiben, der durch die Werthverhöhung des gesammten Pferdmaterials dem Volkswohlstande zuwächst.

Unsere Pferdewirtschaft würde aus der Verwendung der Pferde als Schlachtthiere den größten Nutzen ziehen. Sieht der Pferde-züchter, daß ein Fohlen nur ein schlechtes Pferd geben wird, so wird er nicht die Mühe und die Kosten der Aufzucht daran wenden, wenn er das Thier anders verwerthen kann. Er wird nur mehr fehlerfreie Pferde aufziehen, die anderen aber zum Schlachten verkaufen. Das Pferdmaterial müßte sich auf diese Weise außerordentlich verbessern, die Landwirtschaft ungleich größeren Gewinn aus der Pferdebeziehung erzielen. Ab-gesehen von diesem volkswirtschaftlichen Interesse, würde eine solche Hebung unseres Pferdmaterials für unsere Wehrkraft von großer Bedeutung sein.

So ist die Beseitigung des Borurtheils gegen Pferdefleisch nach verschiedenen Richtungen im Staatsinteresse. Man sollte folglich annehmen, daß die Behörden der Einführung des Pferde-fleisches jeden möglichen Vorstoß leisten würden. Sehen wir nun, wie sich dieselben gegenüber den Bemühungen, das Pferde-fleisch marktfähig zu machen, verhalten.

Louison.

Erzählung von Bruno Köhler.

(11. Fortsetzung.)

Wie anders hatte sich Walthers die Wirkung seiner Mittheilung ausgemalt! Hatte er auch gewußt, daß sie nicht aufjubeln würde bei Empfang derselben, so hatte er doch erwartet, einen Strahl froher Lebenshoffnung aus ihren Augen blitzen zu sehen. Durste sie sich doch nun wieder frei fühlen. Und Walthers Herz hatte sich, seitdem er die Gräfin wiedergesehen, ohne daß er es sich eigentlich selbst zu gestehen wagte, mit Hoffnungen getragen, die zu Wünschen geworden und deren Erfüllung in dem Gedanken wurzelte, daß sie nun von keines Andern Willen mehr abhängig — wieder frei über ihre Zukunft verfügen konnte. — Jetzt, wo er in ihrer unmittelbaren Nähe gewirkt, mit ihr verkehren durfte, wo er den Zauber ihres ganzen Wesens, ihrer Erscheinung, täglich, stündlich gefühlt und empfunden, war es ihm klar geworden, daß sein Herz mit jedem Blutstropfen ihr gehöre. Diese tiefe, innige Liebe, die der erste Blick ihrer Augen entfacht, hatte still und unbemerkt in seiner Brust geruht, hatte durch die Auffindung ihres Bildes in jenem Schloß bei Gargès neue Nahrung erhalten, und war nun durch ihr Wiedersehen, einer leuchten- den Flamme vergleichbar, in ihm aufgelodert. Seine Gedanken weilten nur bei ihr und sie hatte seit drei Tagen kein Lebenszeichen von sich gegeben.

Stumm und apathisch lag sie da, mit weitgeöffne- ten Augen an die Decke des Zimmers starrend, hin und wieder von einem Frostschauer durchrüttelt. Ohne Antworten auf die Fragen ihrer Begleiterin zu geben, wußte sie dennoch, was um sie vorging. Sie hatte gehört, daß Walthers sich nach ihrem Befinden erkundigt, auch den Wunsch ausgesprochen, eine Unterredung mit ihr zu erhalten; mit einer raschen Abweisung war sie jedoch diesem Ersuchen entgegengetreten, sie schien Niemand hören und sehen zu wollen. Auf's schmerzlichste von ihrer schroffen Abweisung berührt, lehrte Walthers in sein Zimmer zurück. Eine Stunde darauf trat die Begleiterin der Gräfin zu ihm her- ein, um ihm einen Brief von ihrer Herrin zu über- reichen; zugleich theilte sie ihm mit, daß die Schreiberin wünsche, eine schriftliche Antwort zu erhalten, die sie, falls Walthers sie zu geben geneigt sei, in einer Stunde abholen lassen würde.

Als Walthers allein war, erbrach er mit zittern- den Händen das in französischer Sprache abgefaßte Schreiben der Gräfin. Die sichtlich unter dem Ein- druck einer noch immer aufs heftigste erregten Ge- müthsstimmung niedergeschriebenen, in ihrer Fassung wirren Zeilen lauteten:

„Mein Herr!

Es ist zur Gewißheit in mir geworden, daß wir uns hier nicht zum ersten Male sahen. Ich ent- sinne mich eines Ereignisses, wo ich Ihrem Blick schon einmal begegnete. Schon unser erstes Zu- sammentreffen in diesem Hause rief die Erinnerung daran in mir wach — doch die Verschiedenheit

Ihres damaligen Berufes mit der jetzt von Ihnen eingenommenen Lebensstellung verschlechte sogleich den in mir aufkeimenden Verdacht, daß Sie einst Zeuge einer unglückseligen Episode in meinem Leben waren. Und wenn ich Sie kannte — mußten ja auch Sie mich wiedererkennen — und das schien doch nicht der Fall zu sein. — Und doch bin ich seit drei Tagen anderer Meinung. Ja — ich glaube, daß Ihre Anwesenheit in diesem Hause keine zu- fällige ist, daß Sie mit einem bestimmten Zweck hierher kamen. — O, mein Herr, ich bin seit einem Jahr einem gehegten Wilde gleich — und die immerwährende Beforgnis, verfolgt zu sein, läßt mich vielleicht zu schwarz sehen. Geben Sie mir Wahrheit!

Ihre Mittheilungen über den Grafen Kavais, sind sie verbürgt? Gewiß, Sie wissen, welch' be- deutungsvollen Inhalt Sie für mich haben. Ihre Schilderungen von jenem Schloß trafen zu. Ein Zweifel, daß Sie dort waren, ist ausgeschlossen. Aber welchen Beweis erbringen Sie für den Tod des Grafen? Machten Sie mir diese Mittheilung — für deren Wahrheit Sie möglicherweise nicht einstehen können — nur in der Absicht, mir eine willkommene Botschaft zu bringen?

Eine seltsame Fügung des Himmels hat Ihren Lebensweg mit dem meinigen gekreuzt, hat Ihnen einen Einblick in mein verfehltes Dasein machen lassen. Sie werden nicht noch mehr Zweifel in eine Menschenbrust legen, mich nicht noch tiefer daniederbeugen sehen wollen. Bei allem, was Ihnen heilig ist, flehe ich Sie an, mir voll und ganz jene Umstände zu berichten, die Sie mein Verhängnis kennen lehrten, die Sie über den Tod des Grafen Nachricht empfangen ließen!

Louison de Ferron.“

Mit steigender Erregung hatte Walthers den Brief zu Ende gelesen. Er sah plötzlich ein, daß er Un- recht begangen, indem er bis jetzt vor den Augen der Gräfin eine Komödie gespielt hatte. Der größte Nach- theil davon war ihm selbst zugefallen; er hatte den Zweifel an seine Mittheilungen — an die Reinheit seiner Gesinnungen im Herzen der Gräfin erregt. — Warum hatte er sich auch nicht gleich wiederzuerkennen gegeben? Der bei ihrem Wiedersehen von ihm selbst geltend gemachte Einwurf, daß sie dann möglicherweise sogleich seine Nähe gemieden haben würde — erschien ihm jetzt durchaus hinfällig.

Glücklicherweise konnte er ja jeden Augenblick für die Wahrhaftigkeit seiner Mittheilungen Beweise er- bringen. Sogleich nahm er die Feder zur Hand, um den Brief der Gräfin ausführlich zu beantworten. — Offen und rückhaltslos erzählte er das seltsame Begebnis, wie er damals in der Nacht an ihr Kranken- lager gerufen worden sei, wie er bei ihrem Anblick durch den tiefen Kummer, der sich auf ihrem Antlitz ausgeprägt, sogleich Mitleid für ihr Leid empfunden habe. Leider habe ihm damals das Geschick nicht ge- gönnt, ihr seine Theilnahme weiter betheiligen zu können, da er schon am nächsten Morgen zu seinem Regiment eilen mußte, und nur noch flüchtig auf dem Bahnhof die Gewißheit empfangen konnte, daß sie dem Leben wiedergegeben sei. — Mit großer Ausführlich- keit beschrieb er dann seine Begegnung mit dem Grafen, die kurze Unterredung mit demselben vor seinem Tode. Als Beweis für diesen Vorgang sollte ihr das Proto- koll über die Erschießung ihres Gemahls dienen, das er zu jeder Stunde herbeizuschaffen sich anheischig mache, weil ihm die traurige Pflicht anheimgefallen sei, die Exekutionsmannschaften zu befehligen. Er selbst habe auch das Kommando zur Erschießung des Grafen gegeben. Er beschrieb dann, wie er nach Schloß Kavais gekommen, wie er das Bild des Grafen in seinem Zimmer gefunden — auch das Ibrige auf dem Schreibtisch entdeckt habe — das er mitgenommen, und nicht wieder aus seiner Hand gegeben.

Daß er sich ihr zu nähern gesucht, als er ihr hier am Ort wieder begegnet sei, habe lediglich den Zweck gehabt, ihr Aufschluß über jenes Drama bei Le Bourget zu geben, da er die Ueberzeugung gewonnen, daß ihr darüber noch keine Nachricht zugegangen sei. Daß er nicht gut gehandelt, indem er ihr gegenüber eine Maske gebraucht, habe er jetzt eingesehen, aber er führte auch seine Gründe an, die ihn dazu betrogen. Schließlich betonte er das große Interesse, das er an ihrem Schicksal nähme, daß dieses ihn auch die Bitte an sie zu richten zwingt — ihn ihres Vertrauens würdig zu machen, von ihm Schutz und Rath ent- gegenzunehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Bermischte Nachrichten.

— Die Kunst, zu heirathen, ist von einem erfahrenen Advokaten in Charleston erfunden worden. Die unverheiratheten Mitglieder einer lustigen Ge- sellschaft von Hanlees wählten aus ihrer Mitte den Erfinder der Kunst des Heirathens zum Vorsitzenden. Dieser mußte sich mit feierlichem Eid verpflichten, alle ihm in seiner amtlichen Eigenschaft an dem Abend zugehenden Mittheilungen geheim zu halten. Jeder ledige Herr und jede ledige Dame in der Ge- sellschaft schrieb seinen oder ihren Namen auf ein